



Das andere Preußen

Die Darstellung der preußisch-jüdischen Geschichte in Ausstellungen und Museen

In den beiden Preußen-Ausstellungen in Berlin und Potsdam zum Jubiläumsjahr 2001 wurde und wird die preußisch-jüdische Geschichte nicht oder nur am Rande in Katalogbeiträgen thematisiert. Verwunderlich ist das nicht. Auch in der Ausstellung „Preußen – Versuch einer Bilanz“, die 1981 im Martin-Gropius-Bau präsentiert wurde, versäumten es die Ausstellungsverantwortlichen, dem preußischen Judentum den Platz zukommen zu lassen, der ihm bedeutungsmäßig zusteht. Wahrscheinlich sah man es nicht recht ein, oder wollte es vielleicht auch nicht einsehen, daß Juden zur preußischen Geschichte ebenso dazugehören wie die einst ins Land gekommenen Salzburger, Hugenotten oder Niederländer.

Der kürzlich verstorbene Tel Aviver Historiker Walter Grab hat in seiner Autobiographie „Meine vier Leben“ einige bissige Bemerkungen über das damalige Ausstellungskonzept gemacht. Der wissenschaftliche Beirat, besetzt mit Historikern meist traditionellen Zuschnitts, sei in seiner Mehrheit hauptsächlich daran interessiert gewesen, die „nostalgische Sehnsucht nach verlorener preußischer Größe und Macht“ zu bedienen. Entsprechend einseitig sei denn auch das Preußen-Bild gewesen, das der Besucher der Ausstellung von 1981 vermittelt bekommen hätte.

Kritischen Fragen, so Walter Grab, sei man bewußt aus dem Weg gegangen. Die Mitglieder des wissenschaftlichen Beirats wollten ein fleckenloses Preußenbild. Bezeichnend sei es zum Beispiel gewesen, daß man nur die vorteilhaften Seiten des Preußenkönigs Friedrich II. habe zeigen wollen, was dadurch geschah, daß man hauptsächlich Friedrich-Utensilien und Memorabilia zusammentrug und liebevoll in

Ausstellungsvitrinen arrangierte: Handschuhe, Dreispitz, Reitstiefel, Pistolen, Tabaks- und Schnupftabakdosen, Querflöte, Taktstock sowie ein eigenhändig geschriebenes Notenblatt.

stellung gezeigt, das Aquarell mit dem gekrönten preußischen Adler über der Stadt Königsberg, aber nur unzureichend erklärt, wie es dazu kam, daß ein Berliner Schutzjude eine Glückwunschartikel anlässlich der Königskrönung am 18. Januar 1701 schickte.

Wenn man bedenkt, daß zu Beginn des 18. Jahrhunderts das jüdische Leben in Brandenburg-Preußen starken Reglementierungen ausgesetzt war, dann verdient die Huldigungsadresse des Berliner Schutzjuden Simon Wolff Brandes besondere Beachtung, denn sie belegt, daß diejenigen Juden, die mit ihren Familien 1671 durch ein Edikt des Großen Kurfürsten Niederlassungsrechte im Brandenburgischen erhielten, von großer Dankbarkeit gegenüber dem Hohenzollernhaus erfüllt waren. Daran änderte auch nichts, daß der bejubelte Kurfürst und seine Nachfolger sich äußerst ambivalent gegenüber den Juden verhalten haben.

Die Identifikation der Juden mit Preußen ist trotz der Restriktionen, denen sie insbesondere durch das ganze 18. Jahrhundert ausgesetzt waren, ein Phänomen. Jüdischerseits bekannte man sich zu Preußen, und sah diesen Staat als Heimat und Beschützer zugleich an, obgleich man wußte, daß er seine Judenpolitik nicht so sehr an der Toleranzidee und dem Prinzip der christlichen Nächstenliebe sondern vor allem an steuer- und wirtschaftspolitischen Notwendigkeiten orientierte. Das war eine Politik, deren Ziele klar erkennbar waren, aber auch eine solche, mit der man sich in irgendeiner Form arrangieren konnte.

Im 19. und frühen 20. Jahrhundert definierten sich die Juden in Preußen nicht als „Deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens“,



Deutsche Titelseite des Huldigungsgedichts „Geoffenbartes göttliches Geheimnis“ des Berliner Schutzjuden Simon Wolff Brandes an den Kurfürsten Friedrich III. anlässlich dessen Krönung zum König in Preußen 1701. Die hebräische Titelseite des Druckes auf der nächsten Seite.

Auch die kürzlich in der Orangerie des Schlosses Charlottenburg zu Ende gegangene Ausstellung „Preußen 1701. Eine europäische Geschichte“ verschenkte die Möglichkeit, die Rolle der Juden in den Anfängen des preußischen Staates gebührend zu würdigen. Auf dem Katalogumschlag und in der Ausstellung wurde zwar die berühmte allegorische Dar-

wie das sonst überall in Deutschland geschah, sondern in Abwandlung dieser Formel als „Preußische Staatsbürger jüdischen Glaubens“. Was damit gemeint ist, kann am Selbstverständnis der jüdischen Bevölkerung in Städten wie Berlin und Potsdam festgemacht werden. Die Mehrzahl begriff sich nicht nur als Berliner oder Potsdamer, sondern vor allem eben auch als Preußen.

Die in Potsdam ansässigen Juden zum Beispiel waren patriotisch gesinnt und begeisterte Anhänger des Hohenzollernhauses. In ihrer Mehrzahl fühlten sie sich den roten Backsteinbauten und der nüchternen Beamtenstadt zutiefst verbunden. Zwischen ihnen und ihren christlichen Mitbürgern gab es so gut wie keinen Unterschied, allenfalls den der Konfession. Auf die Idee, daß eine Zeit kommen könnte, in der ihr Bekenntnis zu Potsdam und Preußen einmal nichts mehr wert sein würde, kamen sie nicht.

Die heute von Kritikern Preußens vielfach geschmähten sogenannten „Sekundärtugenden“, wie Sparsamkeit, Pünktlichkeit und Pflichterfüllung abfällig bezeichnet werden, sah man in Kreisen des preußischen Judentums nicht als etwas Unjüdisches an, sondern im Gegenteil sogar im Einklang stehend mit den von den Vätern überkommenen Geboten und Wertvorstellungen. Preußentum und Judentum wurde nicht als etwas Gegensätzliches empfunden sondern als etwas Zusammengehöriges, als eine Art gelebter Weltanschauung aus den Quellen des Judentums.

Daß so etwas wie eine preußisch-jüdische Symbiose existiert hat, kann sich heute kaum noch jemand vorstellen. Aber es hat sie gegeben, und auch das offen geäußerte Bekenntnis der in Preußen ansässigen Juden zu Preußen und zum Hohenzollern-Thron. Versinnbildlicht wird das zum Beispiel durch die nur wenig bekannte Tatsache, daß über dem Altar der Potsdamer Synagoge am Wilhelmplatz (heute Platz der Einheit) seit 1768 ein preußischer Königsadler mit dem Namenszug „Friedrich Wilhelm Rex“ angebracht war.

An hohen Feiertagen war es in der Potsdamer Synagoge üblich, den Landesherrn in das Gebet mit einzuschließen: „Herr der Welt und König der Könige, wir beten zu Dir um Deinen Schutz und Deine Gnade, Deinen Segen und Beistand für unseren König und Herrn Kaiser Wilhelm II. Behüte ihn vor jedem Übel und vor allem Leiden. Begnade ihn durch ein hohes glückliches Alter und daß alle seine heilsamen Wünsche in Erfüllung gehen ...“

Wie kann ein Preußen-Museum oder eine Preußen-Ausstellung aussehen, das bezie-

hungsweise die den Anteil der Juden an der preußischen beziehungsweise preußisch-deutschen Geschichte angemessen berücksichtigt? Bevor man anfängt, über mögliche Ausstellungsobjekte nachzudenken, bedarf es zunächst im Vorfeld einer Diskussion darüber, welches Preußen-Bild man überhaupt vermitteln will. Ein falsches oder sogar verzerrtes Bild entsteht, wenn man im Stile borussischer Geschichtsschreibung die preußische Geschichte allein als eine Geschichte des Hohenzollernhauses oder als eine Abfolge militärischer Feldzüge und Siege begreift.



Preußen war zweifellos janusköpfig, hatte ein Doppelgesicht, wie eine häufig benutzte Metapher besagt. Hell und dunkel lagen in diesem Staat eng beieinander. Preußen konnte abgründig reaktionär sein aber auch modern und fortschrittlich. Da gab es die obrigkeitlich-militärisch-bürokratische Tradition, den säbelrasselnden Offizier und den Monokel tragenden Junker, daneben aber auch das liberal-demokratische Bekenntnis, das Preußen Kants und der Aufklärung, die Berliner Salons und die Revolutionäre, die im März 1848 auf den Barrikaden standen und ihr Leben für die Erreichung freiheitlicher Ziele hingaben.

Soll in einer Ausstellung der preußisch-jüdische Aspekt berücksichtigt werden, dann darf der zuständige Kurator oder Ausstellungsmacher bei der Auswahl der zu präsentierenden Objekte nicht nur Preußens Glanz und Gloria im Blick zu haben, sondern ist auch gehalten, die dunklen Seiten der preußischen Geschichte berücksichtigen, das Widersprüchliche, das Janusköpfige eben.

Um dieses zu kennzeichnen, oder sagen wir besser, in Exponentenform zu übersetzen, ist es allerdings notwendig, die entsprechenden historischen Kontexte herzustellen. Das zugegebenermaßen ist nicht immer ganz einfach.

In der schon genannten „Autobiographie“ Walter Grabs kann man nachlesen, welche Schwierigkeiten er als wissenschaftliches Beiratsmitglied damit hatte, bei den Vorbereitungen der Preußen-Ausstellung von 1981 andere Akzente zu setzen. Grab machte damals auf schroffe Ablehnung im Kreis der Beiratsmitglieder stoßenden Vorschlag, einen der 20 berühmten Porzellanaffen auszustellen, die Moses Mendelssohn anlässlich seiner Heirat mit Fromet Guggenheim von der KPM, der Königlichen Porzellanmanufaktur, hatte abnehmen müssen.

Diese mit verzerrten Fratzen versehenen Porzellanaffen, von denen einer in den Depots des Hamburger Museums für Kunst und Gewerbe aufbewahrt wird, sind ein deutlicher Beleg dafür, wie wenig geschätzt die Juden im Preußen Friedrich II. waren. Die erzwungene Abnahme des KPM-Porzellans war eine Art abgepresster Steuer („Porzellansteuer“), die deutlich erkennen läßt, daß es den Behörden nicht nur um die Ausbeutung der Juden, sondern auch um deren Verhöhnung ging. Ein solcher Porzellanaffe, meinte Grab, hätte eigentlich sehr gut in die Ausstellung hineingepasst. Eigentlich gäbe es kein besseres Symbol für die Erniedrigungen und Demütigungen, denen die Juden in der Zeit des Preußenkönigs Friedrich II. ausgesetzt waren.

In Erinnerung blieb Grab das Gespräch, das er mit dem seinerzeitigen wissenschaftlichen Leiter der Ausstellung über seinen Vorschlag führte. Der Tenor des in Grabs „Autobiographie“ festgehaltenen Gespräches ist in gewisser Weise typisch dafür, wie viele nach wie vor die Geschichte Preußens idealisieren und die unvorteilhaften Seiten dieser Geschichte ausblenden. „Aber lieber Herr Grab! Sie können doch nicht im Ernst erwarten, daß wir dieses abscheuliche und verpatzte Ausschußprodukt der Berliner Porzellanmanufaktur in unserer Ausstellung zeigen!“ Auf den Einwand Grabs, daß mit dem Zeigen des Porzellanaffen in der Ausstellung vielleicht doch Bedenkliches über das Preußen der Aufklärung und seine vielgepriesene Toleranz ausgesagt werden könnte, kam die Antwort: „Nein, damit werden wir unsere schöne Ausstellung nicht verschandeln ...“

Julius H. Schoeps

Abbildungen mit der freundlichen Genehmigung des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz zu Berlin.

Neue Bände der Georg Hermann Werkausgabe

Mit den beiden in der ersten Jahreshälfte 2001 erschienenen Bänden „Ruths schwere Stunde“ und „Eine Zeit stirbt“ vervollständigte der Verlag „Das Neue Berlin“ die Georg Hermann Werkausgabe. Die auf 21 Bände angelegte Reihe wird seit 1996, dem 125. Geburtstag des Schriftstellers, von Gundel und Gert Mattenklott im Auftrag des Germanistischen Instituts der Freien Universität Berlin und des Moses Mendelssohn Zentrums herausgegeben.

Georg Hermann (1871–1943) wurde als Sohn einer begüterten, später jedoch verarmten jüdischen Kaufmannsfamilie in Berlin geboren. Mit dem Roman „Jettchen Gebert“ gelang ihm 1906 der Durchbruch.

Schnell wurde Hermann mit seinen Romanen, Feuilletons und Reiseskizzen zu einem der meistgelesenen und -übersetzten Autoren Deutschlands. Nach der nationalsozialistischen Machtergreifung emigrierte er 1933 in die Niederlande. Von dort deportierten ihn die Nazis 1943 nach der deutschen Besetzung



Nach einer Radierung von Hermann Struck

nach Auschwitz; Georg Hermann starb noch während der Fahrt.

Nach Hermanns Tod blieb seine Wirkung in der Bundesrepublik äußerst bescheiden. Nur in der DDR veröffentlichte der Verlag

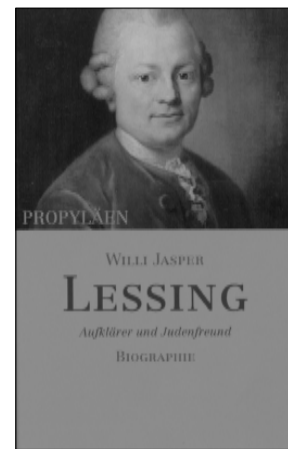
„Das Neue Berlin“ eine – schnell vergriffene – Auswahlgabe der bekanntesten Titel. Mit der neuen Werkausgabe im gleichen Verlag, der auch die Rechte am Werk Georg Hermanns besitzt, wird das Schaffen des jüdisch-deutschen Dichters erstmalig umfassend gewürdigt. So soll neben dem literarischen Gesamtwerk auch eine Auswahl feuilletonistischer Arbeiten und Briefe aufgenommen werden. Im Rahmen der Werkausgabe erschienen bislang 13 Bücher. Die beiden jüngsten Bücher vollenden Hermanns Romanwerk *Kette*. Der Roman „Ruths schwere Stunde“ ist für DM 42,- (ISBN 3-360-00905-3) bzw. „Eine Zeit stirbt“ für DM 48,- (ISBN 3-360-00906-1) im Buchhandel zu erwerben.

Georg Hermann. *Benkardt*

ausgabe erschienen bislang 13 Bücher. Die beiden jüngsten Bücher vollenden Hermanns Romanwerk *Kette*. Der Roman „Ruths schwere Stunde“ ist für DM 42,- (ISBN 3-360-00905-3) bzw. „Eine Zeit stirbt“ für DM 48,- (ISBN 3-360-00906-1) im Buchhandel zu erwerben.

Lessing-Biografie im Propyläen-Verlag

Zur Buchmesse 2001 erscheint im Propyläen-Verlag von Prof. Dr. Willi Jasper eine Biographie über Gotthold Ephraim Lessing (500 Seiten, DM 48,90). Der Autor, Literaturwissenschaftler und Mitarbeiter des MMZ, schildert den Theologen, Philosophen, Dichter und Dramatiker als bedeutendsten Vertreter der deutschen Aufklärung, als große Gestalt der religiösen und weltanschaulichen Toleranz, aber auch als den rebellischen Intellektuellen, der mit seinem Nonkonformismus die Zeitgenossen brüskierte. Als Prüfstein für den Wert der Aufklärung erwies sich die „Judenfrage“. Während die englische und die französische Aufklärung, so eine zentrale These von Willi Jasper, starke Kräfte der Kritik an der idealistischen Philosophie und christlichen Kirche freisetzen konnte, verharrte man in Deutschland zur Begründung und Verbesserung einer humanen Sittlichkeit im machtgeschützten Rahmen der christlichen Überlieferung. Eine Ausnahme war Lessings radikale Existenz als rebellischer Intellektueller und demonstrativer Judenfreund, eine für das 18. Jahrhundert mutige Existenz, die „eine Möglichkeit deutschen Wesens aufzeigte, die ohne Nachfolge blieb“ (Hugo von Hofmannsthal).



Die aktuelle Ausgabe des Jahrbuchs zur deutsch-jüdischen Geschichte MENORA 2001, das im Auftrag des MMZ herausgegeben wird, erscheint zur Buchmesse 2001 im Philo-Verlag. Es steht unter dem Thema „Haskala und Öffentlichkeit“, umfasst ca. 400 Seiten und wird voraussichtlich DM 39,50 kosten. MENORA 2001 analysiert und dokumentiert das Thema in drei Schwerpunkten: 1. Aufklärung und Haskala; 2. Öffentlichkeit und Presse; 3. Archive und Sammlungen.

Handbuch zur Geschichte der Juden in Europa

Im November 2001 wird im Primus Verlag das von Elke-Vera Kotowski, Julius H. Schoeps und Hiltrud Wallenborn herausgegebene *Handbuch zur Geschichte der Juden in Europa* im Buchhandel erscheinen. Parallel dazu veröffentlicht die Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt eine WBG-Ausgabe. Das Handbuch stellt das Spektrum des jüdischen Lebens in Europa mit all seinen Ausprägungen und historischen Entwicklungen dar. Wissenschaftler aus Europa und den USA haben ihre Forschungsergebnisse zur Geschichte der Juden verständlich und nachvollziehbar aufbereitet mit dem Ziel, Leben und Wirken der Juden, aber auch die ihnen entgegengebrachte Intoleranz und deren Ursachen, aufzuzeigen. Dabei wird das

Judentum in Tradition und Gegenwart in all seinen Facetten dargestellt.

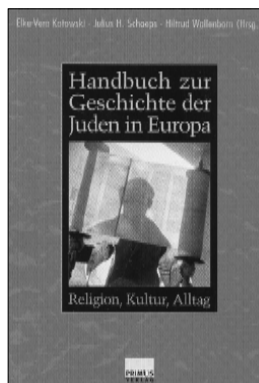
Im ersten Band wird das Augenmerk auf die Länder gelegt, in denen Juden siedelten bzw. nach Vertreibungen Aufnahme fanden. Es werden sowohl die innere Entwicklung der jüdischen Gemeinden als auch die Beziehungen zwischen Juden und der sie umgebenden andersgläubigen Gesellschaft dargestellt.

Im zweiten Band werden themenspezifische Schwerpunkte behandelt, wie Religion, kulturelle und geistige Entwicklung oder auch Antijudaismus.

Die zwei Bücher im Schuber werden ab November zum Preis von DM 178,- unter der ISBN 3-89678-419-6 im Buchhandel erhältlich sein.



Band 1: Ihre Geschichte in den europäischen Ländern



Band 2: Religion, Kultur, Alltag



ISBN 3-8257-0255-3

Die Gesellschaft der Freunde (1792–1935)

Ein Zentrum des jüdischen Emanzipations- und Akkulturationsprozesses in Berlin

Im Januar 1792 traf sich im Zentrum Berlins, in der Spandauer Straße, nahe dem Stadtschloß, ein Kreis junger jüdischer Aufklärer auf Initiative des aus Königsberg zugewanderten Publizisten Isaac Euchel, des ältesten Sohns Moses Mendelssohns und Buchhalters Joseph Mendelssohn und des Privatgelehrten Aron Wolfsohn. Die Gründung eines Vereins, der *Gesellschaft der Freunde*, war der Zweck der Zusammenkunft. Ziele der Organisation sollten auf der einen Seite die Durchsetzung der Ideale der Aufklärung und die Emanzipation der preußischen Juden, auf der anderen Seite die gegenseitige Unterstützung der Mitglieder in Fällen von Krankheit, Armut, Arbeitslosigkeit und Tod sein. Die Arbeit stellte unter das Motto Moses Mendelssohns, des Begründers der Berliner jüdischen Aufklärung (Haskala), voran: „Nach Wahrheit forschen, Schönheit lieben, Gutes wollen, das Beste tun.“

Zwar gab es im Rahmen der Berliner Jüdischen Gemeinde bereits eine Reihe älterer Organisationen, z. B. eine Beerdigungs-Gesellschaft (Chewra Kaddischa) und einen Brautausstattungsverein. Die *Gesellschaft der Freunde* jedoch war der erste Verein, der den Berliner jüdischen Aufklärern (Maskilim) eine Plattform bot, von der aus sie sich kritisch mit überkommenen Traditionen wie dem Brauch der frühen Beerdigung auseinandersetzen konnten, der erste, der seine Geschäfte und Verhandlungen vollkommen in deutscher Sprache durchführte und in welchem die Mitglieder durch regelmäßig stattfindende Vollversammlungen und freie, gleiche und geheime Wahlen demokratische Verhaltensweisen einübten.

Alle jüdischen Vereinsgründungen in Berlin während der folgenden Jahrzehnte orientierten sich am Beispiel dieser Organisation. Einige verfolgten ähnliche Ziele, z. B. die *Gesellschaft Magine Reim* (gegr. 1804) und der *Brüderverein* (gegr. 1815). Andere, wie die *Gesellschaft zur Beförderung der Industrie un-*

ter den Juden im Preußischen Staate (gegr. 1812) und der *Verein für Cultur und Wissenschaft der Juden* (gegr. 1819), wurden von Mitgliedern der *Gesellschaft* mitbegründet, die ihre Vereinserfahrungen damit auf andere Felder des gesellschaftlichen Engagements übertragen. Die *Gesellschaft der Freunde* war zu einem Prototyp des modernen jüdischen Vereinswesens geworden. In den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens setzte sich die *Gesellschaft* innerhalb der jüdischen Gemeinde intensiv für Reformen im Sinne der Aufklärung ein und wurde so politisch tätig. In den 1810er Jah-

ren, nach dem preußischen Judenemanzipationsedikt 1812, der nach 1815 einsetzenden Restauration und den antijüdischen Hep-Hep-Krawallen 1819, verschob sich das Gewicht auf den gesellschaftlichen Bereich. Das Haus der *Gesellschaft der Freunde* nahe dem Alexanderplatz wurde zu einem Zentrum des jüdischen Berlins, mit Kultur-, Vergnügungs- und Bildungsveranstaltungen, zu einem Ort, an dem sich auch andere Vereine mit ähnlichen Zielen der Wohltätigkeit oder Kulturarbeit versammelten. Der sich tiefgreifend wandelnden jüdischen Identität wurde damit – sowohl organisatorisch als auch stadtopographisch – ein Raum geschaffen.

In den Jahren bis zur Bildung des Deutschen Kaiserreichs 1871 fand ein ständiger sozialer Aufstieg der Mitgliedschaft der *Gesellschaft der Freunde* statt. War der Verein von aufklärerischen Junggesellen, die wirtschaftlich in ungesicherten oder abhängigen Verhältnissen standen, gegründet

worden, so mehrte sich bald der Anteil von jungen Bankiers, Kaufleuten und Industriellen, die eigene Unternehmen aufbauten und zum Erfolg führten. Diese Entwicklung setzte sich über mehrere Generationen hinweg fort und mündete schließlich in der dritten Phase des Wirkens der *Gesellschaft*. Zur Zeit des Kaiserreichs und der Weimarer Republik war dieser Verein das inoffizielle Zentrum des in Berlin ansässigen führenden deutschen Finanz- und Wirtschaftsbürgertums jüdischer Abstammung. Die Spitzen von Großunternehmen wie Ullstein, AEG, Deutsche Bank oder Agfa, Familien wie die Mendelssohns, die Rathenaus und die Mosses waren hier versammelt. Zudem stieg, wenn auch langsam, der Anteil der Mitglieder, die keinen jüdischen Hintergrund besaßen: Hjalmar Schacht, Hans Luther, Friedrich Reinhart und Carl Friedrich von Siemens sind die prominentesten Beispiele für diesen deutlichen Schritt in die Richtung einer deutsch-jüdischen Integration im Bereich der Wirtschaft.

Das Verbot der *Gesellschaft* durch die Nationalsozialisten 1935 widerspiegelt die Zerschlagung des jüdischstämmigen Wirtschaftsbürgertums. Die Schicksale der ehemaligen Mitglieder nach 1933 waren vielfältig: Neben Emigration und Neuanfang im Ausland stehen der Tod in Gefängnissen und Konzentrationslagern ebenso wie das – immer bedrohte – Überleben im feindlichen Deutschen Reich. Der erfolglose Versuch ehemaliger Vorstandsmitglieder in den 1950er Jahren vor einem Berliner Wiedergutmachungsamt, das Vermögen des Vereins rückübertragen zu bekommen, beendete die Geschichte dieses Vereins.

Die *Gesellschaft der Freunde* verkörpert wie keine andere Organisation den gesamten Prozeß von Emanzipation, Akkulturation und Zerschlagung des deutschen Judentums. Die Dissertation wird insbesondere wichtige Erkenntnisse zur Frühgeschichte des jüdischen Vereinswesens, zur Topographie des Berliner Judentums im 19. Jahrhundert und zur inoffiziellen Selbstorganisation des deutsch-jüdischen Wirtschaftsbürgertums liefern.

Weitere Informationen sind im Internet unter www.gesellschaftderfreunde.de oder www.panwitz.de zu finden.

Sebastian Panwitz



Sebastian Panwitz: geboren 1972 in Bautzen, Studium der Neueren und Neuesten Geschichte sowie der Europäischen Ethnologie an der Humboldt-Universität zu Berlin, M. A. 1999. Seit 2000 Angestellter der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Mitarbeiter der Arbeitsgruppe „Berliner Klassik“. Doktorand bei Prof. Schoeps und bei Prof. Demps, Humboldt-Universität. Seit 2001 Kollegiat im Graduiertenkolleg „Makom“. Im August 2001 wurde er Ignatz-Bubis-Stipendiat der Friedrich Naumann Stiftung.

Reise durch Galizien

Im heißen Juli führte eine Exkursion Lehrende und Studierende der Potsdamer Jüdischen Studien in die Ukraine. Nach einem interdisziplinären Seminar, das sich mit der Kulturgeschichte von Galizien, Podolien und Wolhynien, mit der Geschichte und den Legenden des Chassidismus und mit der in dieser Region entstandenen jiddischen Literatur beschäftigte, wurde die Reise zu einer Herausforderung: Neben der



ohel (Zelt) des Baal Schem Tzwo in Miedziboz

„Spurensuche“ in Geschichte und Erinnerung stand auch eine Begegnung mit der neuen Gegenwart auf der Tagesordnung.

Der Bug gehört zu den ruhigen Flüssen. Von einer kleinen Anhöhe oberhalb des Tales, das sich der östliche Bug – ukrainisch weich gesprochen wie Buch – gegraben hat, erfasst der Blick eine überschaubare Landschaft: Trauerweiden, Schilf, Storchpaare. Die Gebäude einer alten Mühle am Ufer spenden der Dorfjugend von Braclaw, die ihren Nachmittag am Wasser verbringt, warmen Schatten. Auf der Anhöhe liegt ein alter jüdischer Friedhof. Das ist ein Bild.

Kein falsches Bild; so hat es ausgesehen, zahlreiche Fotos können es dokumentieren. Aber es ist auch ein Bild, das wir hierher mitgebracht haben: So soll es aussehen, so haben wir es in den Büchern gefunden. Historische Überlieferung und literarische Vermittlung haben diese Landschaft in unseren Vorstellungen zu einem Bild geformt, das jetzt genau so vor uns liegt.

Einige ältere Grabsteine bezeugen die Vergangenheit einer großen jüdischen Gemeinde, sie stehen vereinzelt und krumm geworden auf der Spitze des Hügels. Im neuen Teil des Friedhofs bietet sich ein anderes Bild: Die schwarzen Steine tragen Porträts der Verstorbenen, auf den Mauern liegen Blumen. Die üblichen Symbole – die wir gelernt haben in der Vorbereitung, die man erwartet beim Besuch an einem solchen „Haus des Lebens“ (segnende Hände, Leviterkanne, Menora) – sind kaum zu sehen, statt dessen: Rote Sterne und Orden,

Zeugen der heldenhaften Taten junger Soldaten, oder Blumengirlanden und Gedichte. Sowjetische Juden, sagt man: Erst im Tod (wieder) in eine Zugehörigkeit verwiesen, die während des Lebens nicht gelten sollte, nicht gelten durfte; viele lebten in gemischten Ehen, viele waren systemtreu, der Religion jedenfalls entfremdet, und etwas fremd wirkt auch die Erinnerung an sie. Hier. Am Abhang des Hügels wird ein ohel

gebaut, ein „Zelt“, unter dessen neuem Dach das Grab von Rabbi Nathan ruht, des Schülers, der dafür gesorgt hat, dass die Schriften dessen nicht verloren gehen, auf dessen Spuren die Gruppe reist.

Im Dorf zieht unser Begleiter Dokumente aus einem Stoffbeutel. Eine Urkunde aus dem Regionalarchiv bestätigt, wo wir uns befinden. Auch wer sich nicht intensiv mit der Geschichte des Chassidismus befasst hat, kennt wohl den Namen des Rabbi Nachman von Braclaw aus einer Sammlung populärer Geschichten, jiddisch meisjes geheißten. Hier hat er gelebt. Und nicht nur „hier“ in Braclaw irgendwo, sondern hier: in diesem kleinen Häuschen, in dem die eingestürzte Trep-



Gedenkstätte beim „Zwangs- und Durchgangslager“ Janowska bei Lemberg

pe zum Dachboden wie ein Haufen moderndes Elend auf dem Boden liegt; hier in diesem blau gestrichenen Zimmerchen, wo aufgeschlagene Psalmenbücher, Fotografien und angesteckte Teelichter vom Besuch seiner Anhänger zeugen.

In Lemberg, in der alten Synagoge, treffen sich die Mitglieder der Scholem-Alejchem-Gesellschaft und hören einem Vortrag von Alfred Schreier zu. Er ist einer der beiden letzten lebenden Schüler von Bruno Schulz, er war dabei, als der deutsche Regisseur Christian Geissler die verloren geglaubten Fresken auffand, und er teilte die Hoffnung, man könnte in Drohobyc, der Stadt der „Zimtläden“ und der Naphta-Bohrungen, ein ukrainisch-polnisch-jüdisches Kulturzentrum aufbauen und darin die Fragmente der verschiedenen Wahrnehmungen einer gemeinsamen Vergangenheit miteinander ins Gespräch bringen. Er empfindet die Abnahme der Wandbilder (in dem Haus des SS-Mannes, für den Schulz arbeitete; heute gehört es dem ehemaligen Parteisekretär des Ortes) als eine Enteignung seiner eigenen Geschichte. Junge ukrainische Künstler reagieren auf diese Aktion mit einer Ausstellung in Lemberg. An den Wänden der Galerie: zerfetzte Leinwände, herausgebrochene Fliesen, Farbreste. Dazwischen immer wieder das Porträt von Bruno Schulz, Satzsetzen aus seinen Texten.

Auch das ist Teil einer großen „Galerie der Wahrheit“, wie sie sich auf den Straßen Lembergs ausbreitet. Die Proteste der ukrainischen Studenten gegen die Amtsführung des Präsidenten Kutschma in Kiew, gegen die Vertuschung seiner vermuteten Rolle bei der Entführung und Ermordung des regimekritischen Journalisten Gongadse, haben zur Herstellung einer anderen, einer zivilgesellschaftlichen Öffentlichkeit geführt. Im Gefolge dieser neuen Veräußerung schließen sich andere Unzufriedene an: „Russifizierung ist ein Genozid an der Ukraine“, brüllt ein Plakat, auf dem eine traditionell gekleidete ukrainische Frau vom Stacheldraht der russischen Sprache gewürgt wird. Man ist tatsächlich versucht, die Beschreibungen Alfred Döblins aus dem Jahr 1925 heranzuziehen, um die inneren Spannungen des Landes zu begreifen – und man wird damit scheitern. So gut der Text ist, in dem Döblin die Straße der Legionen zum Schauplatz erregter Debatten über die Zukunft der Stadt zwischen den ukrainischen, polnischen und jüdischen Ansprüchen zeichnet, so sehr weist er eben auch in ein Gestern oder Vorgestern. Heute heißt der Platz „Freiheit“ – und welche Freiheit damit gemeint ist, muss die ukrainische Gesellschaft entscheiden.

Joachim Schlör

Von MMA bis MMZ

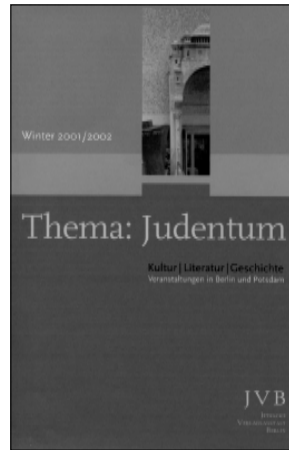
Notizen - Veranstaltungen - Bücher

Die Gesellschaft für Geistesgeschichte, der Arbeitskreis Historische Jugendforschung und die Bundeszentrale für politische Bildung veranstalten vom 01. bis 03. November 2001 ein wissenschaftliches Symposium mit dem Thema „100 Jahre Wandervogel. Geschichte – Deutung – Wirkung“. Die Konferenz, die in Verbindung u.a. mit dem Moses Mendelssohn Zentrum organisiert wird, wird im Gymnasium Steglitz in Berlin stattfinden. Den Eröffnungsvortrag hält Prof. Dr. Ulrich Herrmann von der Universität Ulm zum Thema: „Der Wandervogel und die Jugendbewegung im geistes- und kulturgeschichtlichen Kontext vor dem Ersten Weltkrieg“. Weitere Informationen erhalten Sie bei Herrn Dr. Gerber unter der Telefonnummer 0331-9771036.

Gemeinsames Vorlesungsverzeichnis der Berliner und Potsdamer Universitäten zum Thema „Judentum“

Zum ersten Mal werden in diesem Wintersemester mit dem in der Jüdischen Verlagsanstalt Berlin erscheinenden Vorlesungsverzeichnis „Thema: Judentum“ (DM 4,50) Lehr- und Kulturveranstaltungen zu Jüdischen Studien, Antisemitismusforschung und angrenzenden Gebieten an den verschiede-

nen universitären und außeruniversitären Einrichtungen Berlins und Brandenburgs zusammengefasst. Es enthält Veranstaltungen an der Freien Universität Berlin, der Humboldt-Universität zu Berlin, der Technischen



ISBN 3-934658-27-X

nen Überblick über die Breite des Angebots und Orientierungshilfen für vertiefende Informationen. Sowohl Studierende als auch am Judentum Interessierte finden in diesem Veranstaltungskalender einen Einblick in das Angebot zum Thema sowie Informationen über Institutionen, deren Zielsetzungen und Aufgaben.

Das Vorlesungsverzeichnis, das vom Moses Mendelssohn Zentrum und dem Institut für Kulturwissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin erstellt wurde, ist ein erster Schritt zur Vernetzung der sich mit diesem Themenkomplex befassenden Einrichtungen. Es soll in den kommenden Semestern fortgesetzt und erweitert werden.

Fellows und Lehrbeauftragte im Studiengang Jüdische Studien an der Universität Potsdam im Wintersemester 2001/02

Dr. Fabio Oliveri aus Palermo, Sizilien, lehrt am Istituto Siciliano di Studi Ebraici. Im Wintersemester gibt er an den Universitäten München, Leipzig und Potsdam jeweils ein Blockseminar zur „Geschichte und Interkulturalität des Judentums und des Islam in Sizilien in den Jahren 827–1492“. In Potsdam wird Fabio Oliveri jeweils freitags (19.10., 26.10., 02.11., 09.11., 16.11.) von 11–15 Uhr lehren. Im Anschluss an das Wintersemester ist geplant mit den Studierenden aller drei Universitäten eine Exkursion nach Sizilien durchzuführen, um die in den Seminaren erarbeiteten Ergebnisse am authentischen Ort nachzubereiten. Nähere Informa-

tionen dazu werden noch bekannt gegeben. Prof. Ashkenasi (FU Berlin) veranstaltet zum „Nahost-Konflikt. Chancen für eine Lösung“ ein Hauptseminar. Es findet als Block an folgenden Freitagen statt: 19.10., 26.10., 02.11., 09.11. Der Rabbiner der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, Dr. Chaim Z. Rozwaski, wird eine Übung zu den „Speisegesetzen im Judentum“ veranstalten, die jeweils dienstags 09–11 Uhr im MMZ stattfindet. Frau Prof. Dr. Sybille Quack, Leiterin der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas, konnte für das Wintersemester gewonnen werden jeweils dienstags von 17–19 Uhr im MMZ ein Hauptseminar zum Thema „Jüdische Frauen in Deutschland 1933–1939“ abzuhalten.

Frau Barbara Sapala (Universität Olsztyn), ist 2001/2002 DAAD-Stipendiatin am Moses Mendelssohn Zentrum, sie wird ein Proseminar zum Thema „Literatur als Appell. Zur Prosa Fanny Lewalds“ anbieten.

tionen dazu werden noch bekannt gegeben. Prof. Ashkenasi (FU Berlin) veranstaltet zum „Nahost-Konflikt. Chancen für eine Lösung“ ein Hauptseminar. Es findet als Block an folgenden Freitagen statt: 19.10., 26.10., 02.11., 09.11.

Der Rabbiner der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, Dr. Chaim Z. Rozwaski, wird eine Übung zu den „Speisegesetzen im Judentum“ veranstalten, die jeweils dienstags 09–11 Uhr im MMZ stattfindet.

Frau Prof. Dr. Sybille Quack, Leiterin der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas, konnte für das Wintersemester gewonnen werden jeweils dienstags von 17–19 Uhr im MMZ ein Hauptseminar zum Thema „Jüdische Frauen in Deutschland 1933–1939“ abzuhalten.

Frau Barbara Sapala (Universität Olsztyn), ist 2001/2002 DAAD-Stipendiatin am Moses Mendelssohn Zentrum, sie wird ein Proseminar zum Thema „Literatur als Appell. Zur Prosa Fanny Lewalds“ anbieten.

Veranstaltungen der

Moses Mendelssohn Akademie in Halberstadt

8.–11. November 2001

Reise durch das jüdische Sachsen-Anhalt
Veranstaltung in Zusammenarbeit mit der Landeszentrale für politische Bildung Magdeburg

7.–9. Dezember 2001

„Moses Mendelssohn und seine Auseinandersetzung mit der christlichen Leitkultur“

Veranstaltung in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Akademie zu Berlin

Termin noch nicht benannt

„Juden und jüdische Geschichte in Deutschland“

Seminar mit der Heinrich Böll Stiftung und der AG Antifaschismus/Antirassismus im StudentInnenrat Halle

Weitere Veranstaltungen sind geplant, die genauen Termine stehen bislang nicht fest. Sie können sich bei Fragen zu den Veranstaltungen die Moses Mendelssohn Akademie unter der Nummer 03941-606710 wenden.

IMPRESSUM

Herausgeber:

Moses Mendelssohn Zentrum
für europäisch-jüdische Studien
Am Neuen Markt 8
D – 14467 Potsdam

Telefon: 0331-280940, Fax: 2809450
e-mail: moses@mmz.uni-potsdam.de

Moses Mendelssohn Akademie
PF 1420, 38804 Halberstadt
Rosenwinkel 18

D – 38805 Halberstadt
Telefon: 03941-606710, Fax: -606713
e-mail: mma-halberstadt@t-online.de

Redaktion:
René Schreiter

Dialog erscheint vierteljährlich

Verlag:
Union Aktuell GmbH
Ludwig-Erhard-Straße 7
D – 91052 Erlangen

Bankverbindung: Dresdner Bank
BLZ: 160 800 00
Konto-Nr.: 4200 7575 00